

DDR zu leben haben. Da kann man uns also keine Vorhaltungen dahingehend machen, daß wir das damals nicht so gesehen haben. (Beifall)

Rainer Eppelmann, MdB: Wie die meisten meiner Vorredner muß auch ich ein wenig von mir erzählen, wenn ich von meiner Motivation für widerständiges Verhalten berichten soll, anderenfalls wird das nicht verständlich. Ich kann das nur vor diesem Hintergrund tun, weil ich glaube, daß man die Frage, wie man zu oppositionellem Verhalten kommt, nicht allgemein beantworten kann, daß es hier um persönliche Betroffenheit geht, die hoffentlich mit Verantwortungsgefühl für sich und für andere gepaart ist.

Wie Bärbel Bohley bin auch ich in Berlin geboren. Ich habe diese Stadt, solange ich in ihr lebe bzw. bewußt in ihr lebe, als eine geteilte Stadt in Erinnerung.

Mein Vater ist Zimmermann gewesen, meine Mutter gelernte Schneiderin und Hausfrau. Da meine Schwester nicht auf die Schule durfte, um das Abitur abzulegen, habe ich in den letzten drei Jahren vor dem Mauerbau in West-Berlin eine sogenannte Ost-Schule für Ost-Schüler besucht. Das alles ist mit dem 13. August 1961 zu Ende gegangen.

Danach war ich ein Jahr als Dachdeckerhilfsarbeiter tätig, habe dann Maurer gelernt, weil ich ursprünglich Architektur studieren wollte. Ein Vierteljahr lang bin ich dann auf einer Fachschule für Bauwesen in Berlin gewesen. Dort habe ich es aber nicht länger ausgehalten, weil ich drei Jahre lang auf dem West-Berliner Gymnasium streiten und selberdenken und -formulieren gelernt habe und es mir von daher nicht möglich war, auf einmal nur noch nachzubeten. Wegen permanenter Gastritis habe ich dort aufgehört.

Für mich ist der 13. August 1961 deswegen ein Schlüsselerlebnis gewesen. Mein Leben verlief von da an völlig anders als vorher, weil ich es – damals habe ich das noch nicht so schön ausdrücken können – als eine ungeheure Arroganz der Mächtigen, der Regierenden empfunden habe, daß diese so ohne weiteres, das heißt ohne mich überhaupt zu fragen, über mein Leben verfügten, indem ich von dem Zeitpunkt an dem nach Willen dieser Erlauchten fürs Leben eingesperrt gewesen bin.

Ich bin dann Bausoldat gewesen. Da fing das für mich an. Das ist Widerstand für mich selber gewesen. Da habe ich noch nicht an andere gedacht, sondern ich habe mir überlegt: „Für die, die dich da eingesperrt haben, nimmst du jetzt nicht auch noch die Knarre in die Hand und versprichst, daß du dein Leben dafür einsetzt, daß denen nichts passiert.“ Weil ich das auch in Form des Gelöbnisses nicht zusichern konnte, bin ich für acht Monate im Gefängnis gewesen. Vorher plus eineinhalb Jahre Bausoldatenzeit.

Zwischendurch habe ich noch Maurer gelernt. Danach bin ich in einer PGH tätig gewesen. Mir als inzwischen 26jährigem ist dann deutlich geworden, daß ich mir, da es diese DDR ja noch eine ganze Weile geben würde, einmal

überlegen müßte, wie ich mit den 75 Jahren umgehe, die ich als Lebenszeit etwa zur Verfügung habe. Da ich 25 Jahre arbeiten und 25 Jahre schlafen würde, blieben mir noch 25 Jahre übrig, in denen ich machen könnte, was ich wollte. Nach diesen Überlegungen bin ich auf den guten Gedanken gekommen, mir einen Beruf zu suchen, hinter dem ich stehe, um auf diese Weise nach Abzug von 25 Jahren des Schlafens 50 Jahre als Verfügungszeit zu haben und damit eine Menge mehr machen zu können. Der einzige Beruf, der mir unter Berücksichtigung der konkreten DDR-Verhältnisse dabei einfiel, war der des Pfarrers. Um genau zu sein, müßte ich hinzufügen, daß ich zu der Zeit noch so naiv gewesen bin zu glauben, daß es auch der Beruf des Journalisten hätte sein können, der mir ebenfalls Spaß gemacht hätte. Ich bin ja ungeheuer froh darüber, daß niemand auf den Gedanken gekommen ist, mich als Journalisten zu nehmen. (Heiterkeit)

In dieser Zeit habe ich mich übrigens nicht als Oppositioneller verstanden, um das noch einmal deutlich zu machen. Ich hatte ja bloß ein geltendes Recht in Anspruch genommen und war verwundert darüber, daß ich dafür Keile bekommen habe.

In der Zeit als Gemeindepfarrer ab Mitte der siebziger Jahre ist die Distanz und die Kritik gegenüber den Regierenden und gegenüber den Verhältnissen in der DDR eigentlich immer größer geworden, und zwar deshalb, weil ich auf einmal mit der Situation von Menschen konfrontiert wurde, die zu mir gekommen sind. Vorher hatte ich mehr oder weniger für mich oder in dem engen Raum der Familie gelebt. Auf einmal kamen jetzt Leute zu mir und weinten, klagten und erzählten. Je häufiger das passierte, um so größer wurde mein Grimm, und ich sagte mir, daß das so nicht weitergehen darf.

Ich habe nach Formen gesucht – ich verstand mich dann vom Ansatz her vielleicht als Reformier –, die dazu führten könnten, den Leuten ein Stück Hilfe zu geben dazu, in diesem Lande zurechtzukommen. Ich habe das gemeinsam mit Freunden mit den Blues-Messen ausprobiert. Außerdem hatte ich das große Glück, wenige Monate vor dessen Tod Robert Havemann noch kennenzulernen. Gemeinsam mit ihm habe ich den „Berliner Appell“ erarbeitet und veröffentlicht. Robert Havemann hat mir beigebracht, daß wir nur eine Chance haben, nämlich die, daß wir uns, wenn wir uns kontinuierlich widerständig verhalten wollen, Verbündete suchen, und zwar nicht nur im eigenen Land, sondern auch über das eigene Land hinaus und indem man in die Öffentlichkeit geht, was zusätzlichen Schutz verschafft.

Von da an bin ich, zumindest an der Stelle, auch in Konfrontation zu vielen anderen in Friedenskreisen oder auch in meinem Kollegenkreis bzw. in Kirchenleitungen gegangen, die es für etwas ungeheuer Verwerfliches hielten, daß ich den Kontakt zu westlichen Diplomaten und zu westlichen Journalisten regelrecht gesucht habe, weil ich mir sagte, daß es für mich dazugehört, daß über diese DDR nicht nur das „Neue Deutschland“ und Erich Honecker

berichten und bestimmen, sondern daß ich selbst dazu beitragen muß, daß das Bild dieser DDR ein differenziertes Bild ist. Außerdem habe ich festgestellt, daß das etwas mit Schutz zu tun hat.

Dann entstanden „Friedensdekade“ – ich sage das jetzt einmal nur in Stichworten –, „Friedenswerkstatt“, eine Idee, die wir – wie das gestern und heute in Stichworten schon mehrfach angeklungen ist – von Jena übernommen haben, und auch das Seminar „Konkret für den Frieden“. Das ist die Gruppe gewesen, die die „Friedenswerkstatt“ vorbereitet und, nachdem sie die erste Veranstaltung durchgeführt hatte, gesagt hat: „Nun laßt uns bloß nicht nur Veranstaltungen mit Werkstattcharakter durchführen, sondern laßt uns auch inhaltlich arbeiten und das Ganze DDR-weit vernetzen.“ – Ich sehe uns noch in dem Gemeindehaus der Bartholomäus-Gemeinde sitzen, wo wir gesagt haben – ich weiß nicht, ob wir den Namen da schon genannt haben –: „So ein DDR-weites Seminar muß da stattfinden.“

Es hat Friedenspartnerschaften gegeben. Die Gemeinde, in der ich Pfarrer gewesen bin, hat versucht, und zwar als Entscheidung des Gemeindekirchenrates, mit sieben Kirchengemeinden außerhalb der DDR – und zwar ganz bewußt alles Kirchengemeinden in sogenannten NATO-Feindländern – solche Partnerschaften abzuschließen. Es ist sogar in mehreren Fällen gelungen, daß Vertreter dieser Kirchengemeinden zu uns gekommen sind; leider war das nur in Form dieser Einbahnstraße möglich. Wir haben miteinander Dinge inhaltlich erarbeitet und Gottesdienst abgehalten.

Noch ein Satz zu meinen Erfahrung in dieser Kirche: Diese Erfahrungen waren sehr unterschiedlich. Ohne Freunde, ohne Verbündete auch innerhalb dieser Kirche wäre das überhaupt nicht möglich gewesen. Wenn der Gemeindekirchenrat das, was wir da vorgehabt haben, nicht mitgetragen hätte, dann wäre das nicht möglich gewesen. Die Gemeindekirchenräte waren die Bestimmer. Ein Pfarrer kann auf Dauer nicht gegen seinen Gemeindekirchenrat etwas machen.

Ich habe mich über die aber auch geärgert. Das war etwa dann der Fall, wenn Vertreter aus kirchenleitenden Gremien sagten: „Wenn du wüßtest, was wir alles wissen,“ – die wußten deshalb mehr, weil sie ökumenische Kontakte hatten und viel reisten – „dann würdest du ganz anders darüber reden.“ Sie haben nur nicht richtig erzählt, was sie alles wußten und was ich nun nicht sehen durfte. Ich habe mich darüber geärgert, daß es anfangs in unserer Kirche häufig nur vier oder fünf Personen gab, die zu allem etwas sagen konnten und die im übrigen zu allen internationalen Tagungen geladen worden sind. Andere konnten nicht zu solchen Tagungen fahren, selbst dann nicht, wenn sie eingeladen worden waren.

Ich weiß aber auch, daß dem Berliner Generalsuperintendenten Hartmut Grünbaum gedroht worden ist: „Wenn die Blues-Messe morgen stattfindet, dann marschieren wir da ein“, und daß der Bruder Grünbaum daraufhin

gesagt hat: „Dann müßt ihr einmarschieren. Ich werde keinen Gottesdienst absagen.“ – Ich glaube, auch an der Stelle muß man sich sehr genau anschauen, was los war.

Ich kann mich auch noch an Mitglieder im eigenen Gemeindegemeinderat erinnern, die aus Protest ihr Amt zunächst niedergelegt haben und ausgetreten sind, weil sie gesagt haben, daß sie mit der Friedensarbeit nichts zu tun haben wollten, die dann aber ein Jahr oder zwei Jahre später wieder zurückkamen und dann zu den Aktivposten gehört haben.

Ich glaube also, daß auch wir uns verändert haben, daß wir nicht mehr das gewesen sind, was wir am 17. Juni 1953 oder am 13. August 1961 waren.

Ein abschließender Satz: Man fragt dann ja auch: Wie kann man dabeibleiben? Bei mir jedenfalls war es so, daß ich nur deshalb dabeigeblichen bin, weil da Freunde waren, weil da Verbündete waren, und zwar auch innerhalb der Kirche, wie Stolpe, die dann den Schirm aufgehalten und auf unserer Seite gestanden sind. Noch folgendes auch ein bißchen in Richtung unseres verehrten Freundes Jacobsen: Ich habe den Willy Brandt verehrt. Schmidt ist für mich ein interessanter Mann gewesen. Das gilt auch für Barzel und für Wehner, um noch ein paar andere zu nennen. Lech Walesa, Gorbatschow, Reagan und, wenn Sie so wollen, auch Kohl sind für mich wichtige Menschen, wichtige Politiker gewesen. Aber lebensnotwendig für mich waren die Leute in der Gruppe, in der Gemeinde, und solche Leute wie Gert Weisskirchen, Stefan Schwarz, oder Journalisten wie Herr Baum oder Herr Schwarz, die uns Informationen mitgebracht, die Briefe geliefert haben. Das ist – bei allem Respekt vor dem Mann – Helmut Schmidt nicht gewesen. (Beifall)

Gesprächsleiter Dr. Armin Mitter: Vielen Dank, Rainer Eppelmann. In den Beiträgen ist deutlich geworden, daß ein wichtiger Einschnitt für oppositionelles, widerständiges Verhalten das Jahr 1987 gewesen ist. Ich möchte Herrn Meckel die Frage stellen – auch er hat dieses Datum genannt –, welche Bedeutung das Jahr 1987 für seine konkrete politische Tätigkeit hatte.

Markus Meckel, MdB: Es ist schwierig, das in Kürze zu machen. Gleichwohl möchte ich versuchen, ein paar Dimensionen aufzuzeigen. Ich kann das auch nicht an einem einzelnen Jahr festmachen. Aber 1987 war schon ein wichtiges Jahr, weil in diesem Jahr Verschiedenes zusammenkam.

Die Abrüstungspolitik und die Gorbatschowsche Politik haben zusammen mit dem, was damals unter dem Stichwort „Neues Denken“ die Politik prägte, einen größeren Spielraum für die innenpolitischen Entwicklungen der Satellitenstaaten mit sich gebracht, die meines Erachtens übrigens auch vom Westen her nicht in genügendem Maße erkannt worden waren, die jedenfalls nicht zu einer neuen Konzeption führten mit dem Ziel, die eigene innere Demokratisierung dieser Staaten zu unterstützen. Das ist die eine Dimension. In dieser Zeit hat sich eine orthodoxe Achse der Betonköpfe